

(Nachdruck verboten.)

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kähler.

28]

Wenn Rosa seine Frau wurde, und sie sollte es werden, denn der lockende Preis war ein zu großer, dann war sein Erfolg unter den jetzigen Umständen ein doch erheblich größerer als früher! Rosa, die alleinige Erbin, Rosa das Schöne, für ihn wie geschaffene Weib, das war ein herrlicher Lohn für seine Arbeit in den Diensten dieses Tropfes von Tefmer!

Kaum war Nessel in seiner Wohnung angekommen, als ein Bote von Tefmer eintraf, der ihn ein paar Zeilen überbrachte.

„Mein lieber Herr Doktor! Lassen Sie einstweilen die beiden Durchgänger laufen. Wir haben wichtigeres zu thun. Aus Berlin sind sehr interessante Neuigkeiten eingetroffen. Kommen Sie heute Nachmittag um drei. Ihr T.“

„Allerdings, wir haben wichtigeres zu thun!“ wiederholte Nessel, den Brief in den Papierkorb werfend. — — —

Drei Jahre später, an einem wundervollen Sommerabende, trug der Telegraph die überraschende Kunde nach allen Abtheilungen des Reiches, daß der frühere Reichstags-Abgeordnete, Kommerzienrath Alexander Tefmer, der Präsident des „Bundes der Getreidebauern“, in seinem Wohnort Senten plötzlich gestorben sei. Man fand dies Ende tragisch, denn es ereilte ihn mitten im Zenith äußerer Erfolge und, wie es hieß, kurz vor seiner „Erhebung“ in den Adelsstand.

In Senten, wo der Eindruck am stärksten war, urtheilte man allerdings anders. Hier sah man in dem Ereignisse eine That der strafenden Gerechtigkeit. Mitten in seinem Sündenleben, im lauten Trubel eines glänzenden Festmahles hatte ihn der Tod dahingerafft. Die Genugthuung, die man darüber empfand, war allgemein. Wie er gelebt, so war er gestorben, ein Opfer seiner unerzätlichen Genußgier.

Frau Tefmer nahm diesen Schicksalschlag ziemlich gefaßt hin. Zwischen beiden Gatten gähnte längst eine unüberbrückbare Kluft.

Mit ganz anderen Gefühlen hatte Tefmer's Tod seinen Schwiegerjohn Dr. Nessel und dessen Frau Rosa berührt. Was sie empfanden, war nicht nur vollkommene Gleichgiltigkeit, sondern ein heimliches Gefühl der Freude, der Befriedigung und der Erlösung von einem schweren Druke.

„Es war die höchste Zeit,“ war Nessel's erster Gedanke, als er vor Tefmer's Leiche stand, „sonst wäre dieser alte Narr noch als Bettler aus Senten fortgezogen!“

Als seine Blicke die Rosa's traf, las er dort dieselben Gedanken. Es waren dieselben Blicke, mit denen sie sich damals begrüßt hatten, als sie nach Hedwig's Verschwinden zum ersten Male wieder einander gegenüberstanden: die Blicke lachender Erben.

Tefmer hatte in der That während der letzten Jahre gelebt, wie wenn er Werth darauf legte, sein riesiges Vermögen möglichst schnell wieder los zu werden.

Sein Verhältniß zu Lucie Thal verleitete ihn zu ungeheuren Ausgaben. Vergeblich hatte Nessel, nachdem Rosa Tefmer sein Weib geworden war, alles aufgeboten, den Schwiegervater von seiner Leidenschaft für die leichtsinnige Verschwenderin abzubringen. Alles, was er durchsetzen konnte, war, daß Lucie die Direktorenwohnung verlassen mußte. Sie zog nach Berlin und trieb dort ihr tolles Leben nur um so ärger, wodurch das Uebel noch schlimmer wurde. Auf alle weiteren Vorstellungen hatte Tefmer nur noch die eine Antwort, daß er sich möglichst selten in Senten sehen ließ, wo Nessel die Leitung der landwirtschaftlichen und industriellen Unternehmungen seines Schwiegervaters in die Hand genommen hatte. Die Gründung eines Düngemittelgeschäfts, das dank der Begeisterung, mit der die Mitglieder des „Bundes der Getreidebauern“ sich dafür interessirten, einen fabelhaften Aufschwung nahm und gleich in den ersten zwei Jahren riesige Gewinne abwarf, machte wenigstens einigermaßen den Schaden wett, den Tefmer's Vermögen durch eine unsinnige Verschwendungssucht erlitten hatte.

Rosa's freundschaftliche Gefühle für Lucie waren, nachdem ihr Nessel reinen Wein eingeschenkt hatte, in das gerade Gegentheil umgeschlagen. Sie haßte dieses Weib so glühend, wie sie

diesen Schwächling von Vater verachtete. Kein Wunder, daß ihr der Tod des letzteren das Lachen näher brachte als das Weinen. —

„Schade, daß man diesem Frauenzimmer nicht wenigstens einen Theil der Beute, einen Theil des uns gestohlenen Vermögens wieder abnehmen kann!“ war das Erste, was sie ihrem Gatten zurief, als sie einige Stunden nach dem Tode ihres Vaters in Nessel's Arbeitszimmer trat.

Nessel, der, am offenen Fenster stehend, gedankenvoll in die laue Sommernacht schaute, waudte sich lächelnd zu ihr. „Einen Theil des Raubes? Sie besitzt nichts mehr, gar nichts mehr! Ich weiß es positiv und noch mehr, ich weiß, daß ihr das Messer an der Kehle, d. h. der Exekutor auf den Fersen sitzt! Für sie dürfte Pappas Tod die schönste Bekehrung bedeuten!“

„Ah! Was Du sagst!“ entgegnete ihm Rosa hastig. Beide brachen in ein halblautes, schadenfrohes Gelächter aus.

„Wie viel mag uns dieses Weib eigentlich gestohlen haben? Du mußt es doch ungefähr wissen, Frik,“ begann Rosa nach einer kurzen Pause von neuem.

„Nach meiner Berechnung fast eine halbe Million Mark,“ entgegnete Nessel.

„Eine halbe Million? Unglaublich! In kaum drei Jahren! Ich begreife Papa nicht!“

„Du siehst also, wie recht ich hatte; es war die höchste Zeit, daß Papa starb. Dieses Frauenzimmer hätte sonst auch unsere Erbtheil durchgebracht. So wollen wir annehmen, Hedwig habe ihren Antheil bekommen.“

„Du glaubst, daß Papa sie enterbt habe?“ stieß Rosa hastig hervor.

„Habe? Er hat sie enterbt! Ich weiß es bestimmt, denn ich war zugegen, als er diese Urkunde unterzeichnete.“

„Gott sei Dank! Wenigstens ein Trost!“ kam es unwillkürlich über Rosa's Lippen. „A propos“, fügte sie nach einigen Sekunden hinzu, „hast Du in letzter Zeit nichts wieder von meinem holden Schwesterchen gehört? Die Deutschen schwimmen wohl in Bonne, nachdem sie sich geheirathet haben?“

„So viel ich weiß, geht es ihnen nicht besonders. Aber diese Sorte ist ja so leicht zufriedengestellt. Er hat noch immer seinen lumpigen Ingenieurposten in einer Fabrik. Trocken Brot und Liebe! Beneidenswerthe Leute, diese Idealisten!“ Rosa nickte zustimmend, während ein böshaftes Lächeln ihren schönen Mund umspielte.

Beide schwiegen einige Minuten. Auch Rosa war an's Fenster getreten und schaute gleich ihrem Mann sinnend in die herrliche Nacht.

Die Direktor-Villa, die sie seit Lucie's Wegzuge bewohnten, lag am Ende des Dorfes, direkt an der breiten, langen Chaussee, die nach Leipzig führte. Vom Fenster aus, an dem sie standen, hatte man einen weiten Fernblick über die riesigen Getreidefelder, die zu beiden Seiten der unabsehbaren Obstbaum-Allee sich hingogen. Jetzt, beim ungewissen Lichte des sternbesäeten Himmels, fehlte zwar der klare Blick in die Weite, aber das unmerkliche Zusammenfließen der dämmernden Erde mit dem flimmernden Lichte des Firmaments schien den Sehkreis ins Ungemeinere zu vergrößern. Die dunkle Baumreihe mit dem ungeheuren, gleichförmigen Lehrenwall zu beiden Seiten schien in die Ewigkeit zu laufen.

Kein Lüftchen kühlte die schwüle träge Atmosphäre, die in unbeweglicher Starrheit auf den Weiten lagerte. Eine todesähnliche Stille, hin und wieder von dem fernem Zirpen einer Grille oder dem Quaken eines Frosches unterbrochen, füllte den Raum zwischen Himmel und Erde. Und dennoch fühlte man, daß ringsum das Leben pulsrte, daß die hochgewachsene Frucht der Reife zudrängte. Ein heißer, betäubender Geruch entstieg den Feldern, die Herden mit prickelnder Erregung und wohliger Schlawheit umschmeichelnd.

„Ueberraschend ist Pappas Tod aber doch gekommen,“ nahm Rosa das Gespräch plötzlich wieder auf. „Wenn man bedenkt, daß er vor wenigen Stunden noch frisch und gesund, das Herz voll Hoffnungen und Pläne unter uns stand, kann man sich gar nicht vorstellen, daß alles aus sein soll, aus für ewig!“

„Ueberraschend? Ja! Und auch nicht!“ begann Nessel wie im Traume. „Papa hat in den letzten Monaten viel Miß-

erfolge gehabt, Mißerfolge, die ihn schwerer drückten, als er sich's anmerken ließ. Seine Stellung als Präsident des „Bundes“ war erschüttert. Man konnte ihm nicht vergessen, daß er auch bei der letzten Wahl sich wieder ins Schlepptau der Konserватiven hatte nehmen lassen. Die Radikalen Elemente grockten, und wer weiß, was noch gekommen wäre. . . .

Und dann sein Durchfall bei der Wahl zum Reichstage! Dieser Schlag hat ihn getroffen, wie die Art die Eiche. Sein Ansehen litt darunter und noch mehr sein Stolz, sein Ehrgeiz.

Allein das hätte er noch alles hingenommen, wenn er seine Niederlage dem bloßen Schlachtenglück verdankt hätte. So aber stolperte er über einem elenden, winzigen Wicht, den er im Ernste nie als ein Hinderniß oder gar als einen Gegner angesehen hätte. . . . Ja, glaube mir Rosa, dieser Zimmergeselle, dieser . . . Dörsler heißt er ja wohl . . . der hat den Papa auf dem Gewissen! Wie hat dieser Kerl nicht gegen ihn agitirt, gehetzt! . . . Wie ein Beseffener ist er im Wahlkreise herumgezogen und hat die kleinen Leute aufgewiegelt; mit Lügen und Verleumdungen hat er den alten Mann verfolgt, daß es eine Schande ist! . . .

„Warum hat ihn Papa dieser Lügen und Verleumdungen wegen nicht verklagt?“ fiel ihm Rosa ins Wort.

Wie wenn er die Bemerkung nicht gehört habe, fuhr Nessel fort: „Ja, es ist eine Schande, was man sich heutzutage von solchem Pöbelvolf bieten lassen muß! Und man ist wehrlos. Die dummen Leute glauben ihnen mehr als Unserem! Der Neid macht sie blind! . . . Papa wollte klagen, das ist richtig. Ich habe ihm abgerathen, denn heutzutage kann man ja nie mehr wissen, ob der Scandal dadurch nicht gar noch größer wird. . . . Unzählige Male hat mir Papa gebeicht, wie tief ihn dieser Schlag getroffen habe! Dieser Zimmergeselle hat ihm die Sonne seines Glückes geradezu ausgelöscht! . . .“

Nessel schwieg einige Sekunden, unverwandt in die stille, friedliche Nacht hinaussehend, dann fuhr er fort:

„Aber, ich werde ihn rächen, ich, der Erbe seines Vermögens, vielleicht auch seiner Ehren und Würden! An mir soll dieser Bursche einen anderen Gegner finden! Neue Menschen, neue Geschlechter, neue Klassen, das heißt auch neue Kämpfe, neue Kampfarten! Papa's Grundsatz, daß die Welt dem Starken, dem Rücksichtslosen gehört, er soll auch der meine bleiben! . . .“

„Und das Geschlecht der Dörsler, scheint es nicht den gleichen Grundsatz sich zu eignen zu machen?“ stieß Rosa unwillkürlich heraus.

„Das eben ist die neue Zeit, Kind!“ entgegnete Nessel ein wenig verstimmt. „Zwei neue Welten in dieser einen, und wie die Würfel fallen, muß uns die Zukunft zeigen!“ —

Ende.

„Der Roman einer Verschwörung.“

So nennt sich die neue Erzählung, mit deren Abdruck wir am Sonntag beginnen werden. „Neu“ ist die Erzählung allerdings nur für Deutschland, denn in ihrem Geburtslande Frankreich hat sie das Licht schon vor dreißig Jahren erblickt — unter dem zweiten Kaiserreich, dessen Sturz sie beschleunigen half. Dem zweiten Kaiserreich den Boden unter den Füßen wegziehen, indem man die Legende des ersten Kaiserreichs zerstörte — das war unter Napoleon dem Kleinen die Taktik der jungen republikanischen Garde, zu welcher Nanc, der Verfasser unserer Erzählung, gehörte. Seitdem ist er zur alten republikanischen Garde gekommen und Regierungsmann geworden.

Allein damals that er gute Arbeit — er nebst seinen Genossen. Zoll um Zoll wurde der „nationale“ Glorienschein zerstört, der das Haupt des meineidigen Thermidor-Mörders umgab, — Faden um Faden in unbarmherziger Penelope-Arbeit aus dem Ruhmesmantel gezogen, den bewußte und unbewußte Geschichtsfälschung um den großen Verbrecher gewoben hatte, welcher das Lebensblut Frankreichs in drei Welttheilen wie Wasser ausschüttete und die Schuld trägt, daß die französische Rasse heute vor der Gefahr des Unterganges steht.

Wie Bonaparte die Lorbeeren der von ihm gemeuchelten Republik stahl; wie er den Werken der Revolution, z. B. dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch, seinen Stempel und Namen (Code Napoleon) aufdrückte; wie die Zivilisation, deren Vorkämpfer zu sein er vorgab, ihm nur das Firmenschild für gemeinste Ehr- und Habsucht war; wie er als Staatsmann engherzig sich jedem höheren Gesichtspunkt, jeder edleren Regung verschloß; und endlich, wie er, der Wunder-Genius der Schlachten, wohl ein unvergleichlicher Schlächtermeister gewesen, nicht aber ein Meister der Schlachten —, wie er an militärischer Tüchtigkeit den Marceau, Hoche, Kleber, Desaix und anderen Helden der Revolution weit nachstand, und

wie er mit korrisscher List sich planmäßig die Verdienste Anderer aneignete, so daß sein Kriegsrühm wehrlich erschlichen war — das alles, und mehr als das, wurde von jener jungen republikanischen Garde festgestellt und dem Volke gezeigt. Und die Hände, welche das Lügengewebe der Napoleon-Legende zerrißen und zersäerten, sie schmiedeten den Nagel zum Sarge des zweiten Kaiserreichs.

Eine leichte Arbeit war's nicht. Von Waterloo bis Sedan — fünf Jahre über ein halbes Jahrhundert — hat die Napoleon-Legende auf Frankreich gelastet, Frankreich beherrscht.

Wenn das schwer glaublich erscheint, der betrachte nur das Unheil, das in unserm Deutschland die vergleichsweise winzige Bismarck-Legende angerichtet hat. Und wie lange würden wir noch unter ihr zu leiden haben, wenn Bismarck nicht Zeit und Gelegenheit bekommen hätte, die Bismarck-Legende selber zu vernichten — der größte Dienst zweifellos, den er Deutschland geleistet hat.

Eine der zahlreichen Schriften — und eine der wirksamsten —, die gegen die Napoleon-Legende sich richteten, war Nanc's Erzählung, die wir zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlichten und dem deutschen Publikum zugänglich machen.

Der „Roman einer Verschwörung“ ist August Blanqui gewidmet, dem Romantiker der Verschwörung — dem klassischsten Vertreter der Revolutions-Romantik, der damals schon zwei Drittel seines Lebens im Gefängniß zugebracht hatte, und fünfzehn Jahre später, nach dem „fürchterlichen Jahre“ des Krieges und der Kommune, im Schatten des Gefängnisses, daß erst den Sterbenden der „Freiheit“ zurückgab, seine Laufbahn beschließen sollte.

Vom Jahre 1793 an, wo die erste Kommune in Gegensatz zur Revolutionsregierung gerieth, bis in die neueste Zeit, das heißt bis vor etwa 10 Jahren, wo die Taktik der Verschwörungen und Straßenkämpfe der Taktik des allgemeinen Wahlrechts und dem Kampf mit Stimmzetteln Platz machte, war Frankreich die Heimath von geheimen Gesellschaften und Verschwörungen.

Eigentlich hätten wir ein viel früheres Datum angeben sollen, denn in der alten Bourbonen-Monarchie, unter dem Ancien Régime haben Jahrhunderte lang die Verschwörungen eine hervorragende, bedeutame Rolle gespielt. Und als 1789 Adel und Hof dem Drängen des dritten Standes nicht länger widerstehen konnten, da wurde von Adel und Hof auch sofort der Weg der Verschwörung eingeschlagen, auf dem ihnen freilich nicht viel Segen erwuchs. Durch Verschwörungen und Staatsstürche von oben läßt keine Revolution sich unterdrücken, so wenig wie durch Verschwörungen und Handstürche von unten eine Revolution sich machen läßt. Aber der Glaube an die Möglichkeit ist schwer auszurotten, so lange das Persönliche in der Politik Geltung hat, und die Erkenntniß der treibenden Geschichtsfaktoren nicht Gemeingut der „politischen Thiere“ ist.

Die revolutionäre Bewegung in Frankreich wurde durch den 9. Thermidor (1794) nicht plötzlich beendet. Die Jakobiner und Hebertisten, die bis dahin einander bitter besohdet hatten, fanden sich, aus der Doffentlichkeit getrieben, nebst den übrigen revolutionären Elementen, in geheimen Gesellschaften zusammen. Im Frühjahr 1797 wurde die Verschwörung Babeuf's und seiner „Gleichen“ entdeckt, deren Geschichte ebenfalls von Nanc geschrieben worden ist. Und seit dem „18. Brumaire“ — 9. November 1799 — wandten die geheimen Gesellschaften ihre ganze Kraft gegen Napoleon. Und zwar muß hier zwischen den royalistischen und den republikanischen Gesellschaften unterschieden werden, die von entgegen gesetzten Standpunkten aus das Konsulat und Kaiserreich bekämpften. Unser Roman handelt von einer republikanischen Verschwörung — einer Verschwörung, an der bürgerliche und militärische Elemente theilhaftig waren. Die „Militarisirung“ der französischen Armee ist Napoleon niemals vollständig gelungen. In der berühmten Verschwörung des Generals Malet, der sich, während Napoleon in Rußland war, um ein Haar der Regierung in Paris bemächtigt hätte, waren viele alte Jakobiner, und das Ziel der Verschwörung war die Republik mit der Verfassung von 1793. Das gleiche Ziel hatte die Verschwörung der „blauen Brüder“, die den Gegenstand unseres Romans bildet. Sehr hochgestellte Offiziere waren in dieser Verschwörung, die nach den ersten Niedertagen Napoleon's im Sommer und Herbst 1813 die gewaltsame Enttarnung des Tyrannen“ und die Herbeiführung des Friedens bezweckte. Der „Tyrann“ sollte in Deutschland gefangen und zur Aburtheilung nach Frankreich geschickt und gleichzeitig in Frankreich die Republik wiederhergestellt und allen Völkern der Friede angeboten werden. Die Schlacht bei Leipzig, die ein paar Tage früher kam, als die Verschworenen berechnet hatten, kostete einigen der Hauptverschwörer in der Armee das Leben und veränderte die Lage dermaßen, daß der geplante Schlag unterbleiben mußte. Die meisten der Theilhaftigen konnten sich in Sicherheit bringen — Einer bloß — ein Held, nicht der Held des Romans, der verschiedene Felder und zwei Heldinnen hat — fällt der Polizei in die Hände und wird standrechtlich erschossen.

Der Roman, lebendig und lebensfrisch geschrieben, und trefflich überfetzt, ist mehr als eine spannende Geschichte, er ist ein Stück Geschichte. —

W. L.

Kleines Feuilleton.

—o— Von der StraÙe. Vor dem Schaufenster. Im letzten Tageslicht schieben sich die Menschen vorbei an den hohen Spiegelscheiben. Einige elegante Frauen bleiben stehen und lugen hinein. Sie beugen den Oberkörper über die blanke Messingstange, um die ausgelegten Modewaren zu erkennen. Der kalte Herbstwind, der die gekräuselten Blätter von dem Platz auf den Asphalt herübertreibt, läßt die Frauen zusammenschauern und weitergehen. Plötzlich zuckt ein Schaufenster ein Blitz auf — ein Lichtmeer flutet hinter dem Glase hernieder auf die vielfarbigen Stoffe und Toiletten; es fällt hinaus auf die StraÙe und bestrahlt die Vorübergehenden, die einige Schritte weiter wieder im Grau des letzten Tageslichtes dahinschreiten. Mehrere Frauen treten näher. Die eine strömt einen leichten, schmeichelnden Veilchendunst aus — es ist eine blonde, schlankte Gestalt in einem blauen Kleide. Ihre grauen Augen schweifen ruhig über die Stoffe.

Neben einer starken, fleischigen Frau drängen sich mehrere junge, bunt gekleidete Mädchen, deren dunkle Augen lästern in das Fenster starren. Am Arm eines kleinen Herrn, der in einem langen grauen Mantel steckt und einen schwarzen Cylinder trägt, stellen sich zwei Damen hinter den Mädchen auf. Ein süßer Rosenmund schwebt um sie her.

„Sieh' doch, Lucie!“ sagt die eine, „den herrlichen Kragen! Der weiÙe Pelz müÙte entzückend stehen zu meinem dunkelgrünen Winterkleide — das wäre so etwas für die Eisbahn!“

„Aber Du hast doch Dein grünes Kapes!“ wirft der kleine Herr ein, der sich mit seinem goldbeschlagenen, krummkrügenden Stock auf die Lackstiefel klopft.

„Ach, das ist doch nichts!“ antwortet sie. „Wie findest Du denn das Kleid auf der Puppe?“ fragt die andere. „Der graue Federbesatz sieht doch geradezu wundervoll aus auf dem rosa Mousselin — dazu die dunkelblauen Schleifen.“

Zwei junge Mädchen in roten Kleidern und Hüten, von denen weiÙe Schleier über ihre fast fortwährend lächelnden Gesichter fallen, begrüßen mit vertraulichen Blicken den kleinen Herrn, der sich schon ungeduldig von seinen Begleiterinnen abgewendet hat. Er lächelt verlegen — heiter. Das starke, anfringliche Parfüm der beiden Mädchen verjagt die andern Frauen, die mit halb neugierigen, halb beleidigten Blicken wieder in den vorbeischiebenden Menschenreihen untertauchen. Durch den Glanz angelockt, drängen sich zwei Kinder von der Vordschwelle nach dem Schaufenster. Das kleine Mädchen, das ein braunes Tuch um Kopf und Schulter geschlungen hat, blickt mit leuchtenden Augen hinein, während der achtjährige Knabe mit verschmitzten Augen die Spitzen, den Sammet und die Seide mustert. Die geheimsten, ausgeklügelten Kleinigkeiten der vornehmen Frauenvwelt ziehen ihn nicht an. Er steckt die roten Hände in die Taschen der kurzen Hosen und sieht seine Schwester an, die in ihrem Tuche friert.

„Is des schön!“ sagt sie und schmiegt sich zitternd an ihn. „Quatsch!“ sagt er verächtlich, drückt sich seine graue Mühe ins verfoxene Gesicht und zieht seine Schwester wieder zur Vordschwelle, von der aus sie, den Vorübergehenden Wachshölzer anbietend, nach dem hellen Schaufenster blickt. . . .

Musik.

—or— Lindentheater. Meißner und Galóvy lehrten im „Pariser Leben“, welches den dritten Abend im „Offenbach-Byllus“ im Lindentheater bildete, die Spitze ihrer lustigen Satyre gegen jene elegante Welt, deren Scheineizstanz zwischen Liebespländeleien, Champagner und Cancan nichtsthuerisch sich ausbraucht. Das karikierte Spiegelbild dieser vergnügten Gesellschaft bietet diesmal Dienerschaft und kleines Handwerkerthum dar, das sich an gewiss „vornehmen“ Lässern berauscht und die Hohlheit des „guten Tons“ aufs heiterste persifliert. Der schwedische Baron Gondremart benimmt sich der Anstelligkeit dieser mütterwichtigen Deutschen gegenüber wie ein echter Diplomantentropf und geräth mit seiner brennenden Sehnsucht, den Kelch des Pariser Lebens bis aufs letzte Tröpfchen zu leeren, in die beschämendste Falle. Die ganze Intrigue ist lustig und frivol, aber ein wenig vergilbt und verjährt! In der Musik lebt die feine Grazie und der charakteristische Stil, mit welchen Offenbach seine kleinen Meisterwerke formte; die musikalische Konversation fließt auf der Basis zarter und ungefuchter Melodien dahin, und im Ausbruch jener lähnen Luststöße, die als Cancan erstaunliche Ungehenerlichkeiten zeitigt, war Offenbach wohl nie pariserischer als im „Pariser Leben“. Der Darstellung mangelte mit wenigen Ausnahmen Winterzeit, freie Banne und sicherer Witz. Die Handschuh-Näherin des Fr. Collin hatte noch am meisten den halbverschleierte Ton einer Pflanzerie, die, gleich der Toilette der Sängerin, noch mehr errathen läßt, als sie zeigt. Auch Fräulein Panuer (Baronin) zierte ihr allerliebste gesungenes Mondeau mit kleinen Schilichtern, während Fr. Zimmermann für das unversäÙteste Pariser Gewächs Metella nur die natürliche Anmuth ihrer Erscheinung und ihre stimmliche Begabung, nicht aber den geschmeidigen Geist einer sehr routinirten Weiblichkeit anzuwenden wußte. Von den Herren schien nur Herr Hambröck (Baron) Gefühl und Kenntniß „lebemannischer Eleganz“ zu haben; er hat keine Stimme, aber die Mittel einer komischen Individualität. Die Inszenirung war reich und sorgfältig. Chor und Orchester wollten offenbar in mancher Temponahme den übersprudelnden Offenbach durch den Schnelligkeitsrekord völlig schlagen.

Erziehung und Unterricht.

— Öffentliche Bibliotheken. In der Bibliotheks-Sektion der Dresdener Philologen-Verammlung wurden in der Schlußsitzung folgende Thesen von Bibliothekar Dr. Rörrenberg-Kiel zur Kenntniß genommen, aber aus Mangel an Zeit nicht besprochen: Deutschland bedarf neben den wissenschaftlichen solcher öffentlichen Bibliotheken, die der höhern und niederen Bildung, der literarischen Unterhaltung und dem praktischen Leben dienen. Diese Bücher- und Lesehallen sollen enthalten gemeinverständliche wissenschaftliche und gewerbliche Bücher und aus der schönen Literatur die künstlerisch werthvollen; dazu Zeitschriften aus denselben Gebieten und politische Zeitungen. Bei der Auswahl der Literatur haben politische und religiöse Tendenzen fern zu bleiben. Die Bücher- und Lesehallen sollen für jedermann frei und ohne Formlichkeiten und zu reichlichen Stunden täglich benutzbar sein und von Sachleuten im Hauptamte verwaltet werden. Für das Land genügen Volksbibliotheken mit niederem Bildungsprogramm. In den Städten sind nicht solche von denjenigen mit höherem Programm getrennt zu halten, weil dadurch der großen Masse die Aneignung höherer Bildung erschwert wird; vielmehr sollen bestehende Stadt- und Volksbibliotheken sich nach dem weiteren Programm hin ausbilden oder sich verschmelzen. Die Bücher- und Lesehallen sollen in den Städten ständige Einrichtungen werden; unterhaltungspflichtig sollten sein die Kommunen oder Kommunalverbände, eventuell mit geregelter Staatsunterstützung. Es ist wünschenswerth, daß mit Unterführung der Städte einer- und der Bibliothekare andererseits eine Zentralfstelle eingerichtet werde, die Kommunen oder Vereinen, welche Bücher- und Lesehallen gründen wollen, mit Rath und Auskunft zur Hand geht. —

Kultur-Geschichtliches.

— Aegyptisches Brot. Wichtige Ergebnisse hatten die vor einiger Zeit von Prof. Wittmack über „aegyptisches Brot“ in den Sitzungsberichten der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin veröffentlichten Untersuchungen, da sie dazu beitragen können, eine alte vielumstrittene Frage aus der Geschichte der Kulturpflanzen zu lösen. Die Brote, die dem Verfasser von der Verwaltung der ägyptischen Abtheilung der königlichen Museen in Berlin zur Bestimmung der Getreide-Art übergeben wurden, stammen aus dem Grabe des Mentuhotep aus der Zeit der 12. und 13. Dynastie, etwa 2500 Jahre vor Christi Geburt. Das Alter der Brote beträgt etwa 4300 Jahre. Sie haben eine tief schwarzbraune Farbe und sind von großer Härte. Bei näherer Untersuchung ergab sich nun, daß das Brot ein sehr grobes ist, da es häufige Bruchstücke von Getreidekörnern, ferner sogar SpeÙe und Graantheile enthält. Mit Hilfe des Mikroskops ließ sich dann ferner leicht feststellen, daß hier Gerstebrot vorliegt. Die Stärkekörner der Krume erweisen sich, wie bei unserem heutigen Brot, fast alle verkleistert (durch die Hitze des Backofens), nur selten lassen sich noch einzelne ungequollene, nicht verkleisterte erkennen. Die tiefbraunschwarze Krume färbt sich, nachdem sie durch wiederholten Wasserzusatz heller geworden ist (ohne allerdings ihre natürliche Farbe wieder zu erlangen), nach Behandlung mit wässriger Jodkaliumlösung blau, die Stärke hat sich also viele Jahrtausende hindurch unverändert erhalten. Bei der mikroskopischen Untersuchung wurden in den Broten zwischen den Stärkekörnern auch hier und da abgestorbene Hefezellen nachgewiesen, ferner wurden massenhafte Bakterien beobachtet. Der Nachweis von Hefezellen läßt darauf schließen, daß Hefe oder Sauerteig schon damals bei der Broterzeugung verwendet wurde; es liegt kein Grund dafür vor, anzunehmen, daß die Hefezellen erst nachträglich in das Brot gelangt sind. Die beobachteten Bakterien zeigten in ihrer Mehrzahl eine große Ähnlichkeit mit dem Butter säurebazillus. Das wichtigste Ergebnis der Wittmack'schen Untersuchungen ist, wie die „B. Z.“ bemerkt, die sichere Bestätigung der in neuerer Zeit immer mehr gestügten Annahme, daß die Gerste wohl die älteste Getreideart, und ihre Kultur älter als die des Weizens ist. Ferner zeigt sich, daß die Gerste zur Broterzeugung Verwendung fand, und zwar offenbar in weitverbreiteter Weise, nicht nur zur Bierbereitung, wie vielfach angenommen wurde. —

Aus dem Pflanzenreiche.

t. Die Herkunft des Süßholzes als Handelsartikel. Bis zum Jahre 1870 wurde die Süßholzwurzel, aus der der Lakriehaft bereitet wird, fast ausschließlich aus Spanien bezogen, erst neuerdings sind Klein-Asien, Syrien und besonders Rußland als Lieferanten dieses Artikels hinzu gekommen, auch in Deutschland, z. B. in der Umgebung von Bamberg, wird die Wurzel im großen angebaut. Das Süßholz, mit dem wissenschaftlichen Namen Glycyrrhiza, kommt in etwa 12 Arten in Mittel-Asien und in den Mittelmeer-Ländern wild vor und bildet überwinterte Stauden mit etwas klebrigen Blättern von gelbgrüner Farbe. Die Pflanze sendet eine starke Wurzel senkrecht in die Erde, von welcher kleinere Wurzeln etwa in der Dicke von starken Bindfäden ausgehen, diese sind es, die den Handelswerth der Pflanze ausmachen. Das spanische Süßholz ist meist nicht gut ausgelesen, so daß ein Theil der Packung aus feinen, noch unreifen Wurzeln besteht, welche noch nicht den erforderlichen Geschmack besitzen, dennoch wird die spanische Waare meist bevorzugt, weil sie süßer und weniger scharf ist, als das Süßholz aus anderen Ländern. Die russische Wurzel ist reich an dem den süßen Geschmack verursachenden chemischen Stoffe, und ist auch gewöhnlich besser ausgelesen und

billiger als die spanische Waare, jedoch besitzt das russische Süßholz eine gewisse Schärfe des Geschmacks. Das Süßholz aus Klein-Asien steht im Geschmack etwa zwischen dem spanischen und dem russischen. Einen botanischen Unterschied zwischen den Pflanzen dieser verschiedenen Länder hat man bisher nicht finden können. In Spanien und in Klein-Asien wird die Wurzel vielfach geschält; die früher unter dem Namen „geschältes russisches Süßholz“ gekaufte Waare stammte aus Syrien. Neuerdings wird der russischen Lakrihe ein bedeutender Werth zugewiesen. Der Hauptausfuhrhafen für russisches Süßholz ist Vatum am Schwarzen Meere, wo 1890 nicht weniger als 362 785 Pud Süßholzwurzeln verschifft wurden. Der Ausfuhrhafen von Kleinasien ist bezüglich des Süßholzes Smyrna, während in Spanien sich die Ausfuhr auf verschiedene Häfen vertheilt.

Geologisches.

— Die Bildung der Korallen-Inseln. Aus Melbourne wird den „Times“ gemeldet: Die wissenschaftliche Expedition, welche unter Professor David von hier nach den Ellice-Inseln abging, hat die Darwin'sche Theorie über die Bildung der Korallen-Inseln bestätigt. Die Bohrungen wurden 557 Fuß tief fortgeführt, ohne daß der Boden erreicht wurde.

— Ein neues bernsteinähnliches fossiles Harz ist in Kanada in großen Lagern gefunden worden. Dr. Klebs, der es genau untersuchte, hat es nach dem See, in dem es in größeren Massen vorkommt, „Cedarit“ genannt. Dieses Harz ist kein Bernstein, da ihm die charakteristische Bernsteinsäure fehlt. Die Kleinheit der Stücke, die Farbe und das chemische Verhalten machen es unwahrscheinlich, daß das Cedarit eine größere Bedeutung im Handel und in der Industrie erlangen wird.

Bergbau.

— Die Produktion der Diamantminen Süd-Afrika's. Gegenwärtig liefern die Minen Süd-Afrika's sämtliche Diamanten, welche auf den Weltmarkt kommen. Die Ausbeutung der dortigen Diamantfelder begann im Jahre 1867, und seit diesem Jahre haben die Minen nach der Statistik von Kennert etwa 14 000 Kilogramm Diamanten geliefert in einem Gesamtwert von mehr als zwei Milliarden. Diese Summe klingt horrend, aber sie wird weniger überraschen, wenn man hört, daß die einzige Compagnie de Beers in dem Jahre 1896 für 78 Mil. Diamanten auf den Markt gebracht hat, die zusammen 615 Kilogramm wogen. Das Gesamtgewicht der Steine gestattet übrigens nur eine sehr oberflächliche Schätzung des Werthes, da der letztere mit dem Gewichte des einzelnen Steines sehr rasch steigt, z. B. wird ein Stein von 10 Karat hundertmal theurer bezahlt als ein Steinchen von 1 Karat (205 Milligramm). Gegenwärtig wird die Diamantenausbeute von 5 Gesellschaften betrieben. Ihr Gebiet umfaßt eine Fläche von etwa 5 Kilometer im Durchmesser. Diese Gesellschaften verkaufen ihre gesammte Produktion an ein Syndikat, das aus 5 großen Diamantenhändlern besteht. Die Produktion wird von den Gesellschaften in solchen Grenzen gehalten, daß das Angebot niemals so groß werden kann, daß es die Preise herabdrückt.

Technisches.

— Belgische Riesen-Lokomotive. Auf der belgischen internationalen luxemburgischen Linie wird jetzt eine neu erbaute Lokomotive verwendet, die 64 Tons wiegt und Zylinder von 53 Zentimetern Durchmesser hat. Sie schleppt einen Zug von 120 Tons mit einer stündlichen Schnelligkeit von 75 Kilometern.

ie. Heißes Wasser für Jedermann. Diese nützliche Einrichtung soll uns nach der Idee eines Engländers zu theil werden. Der Gedanke ist zweifellos gut, so daß man sich wundern muß, daß nicht früher jemand darauf gekommen ist. In weiten Kreisen sind gegenwärtig sogenannte Lampenlöcher eingeführt, welche es ermöglichen, sich auf den ohnedies zur Beleuchtung nöthigen Lampen kostenlos heißes Wasser herzustellen. Dasselbe soll jetzt mit Benutzung der Straßenlaternen geschehen. Im Londoner Krystall-Palast ist seit mehreren Monaten ein Apparat aufgestellt, welcher diese Art der Beschaffung von heißem Wasser vorführt und zu großer Befriedigung funktioniert. Ueber einer Straßenlaterne wird in genügender Entfernung ein Schlangengeröhre angebracht, in welchem durch die Hitze der Laterne das Wasser dauernd in Dampf verwandelt wird. Dieser Dampf wird in einen Wasserbehälter geleitet, welcher direkt mit der Hauptwasserleitung in Verbindung steht; auf diese Weise wird das Wasser in diesem Behälter erhitzt. Durch einen mechanischen Druck auf einer gekennzeichneten Stelle kann ein beliebiges Quantum heißes Wasser aus dem Behälter entnommen werden. Um die Kosten des Apparats zu bestreiten, schlägt der Erfinder vor, für die Gassone heißen Wassers einen halben Penny zu nehmen, also etwa vier Pfennige für 4 1/2 Liter heißen Wassers; durch den Druck des hinein-geworfenen Geldstückes kann nach der Art der Automaten das Wasser zum Fließen gebracht werden. Daß eine derartige Einrichtung für Jedermann von hohem Werthe sein würde, bedarf ja kaum einer Erwähnung. Man würde auf diese Weise die bisher verschwundene Wärme der Straßenlaternen auf nützlichste Art verwerthen. Es wird auch vorgeschlagen, diese Art

der Zubereitung heißen Wassers auch in den Häusern selbst anzuwenden, indem man eine ähnliche Vorrichtung über dem Plaze anbringt, an dem sich gewöhnlich an den Abend eine Lampe befindet. Der Vorzug dieses Verfahrens für die Anwendung im Hause besteht darin, daß das nöthige Wasser gleich aus der Wasserleitung entnommen wird, so daß es nicht erst angefüllt zu werden braucht, wenn es benutzt werden soll.

Humoristisches.

— Kurioser Widerruf. In einer ostschweizerischen Gemeinde wurde ein Bürger anlässlich der Steuerrevision etwas höher geschraubt. Darüber ergrimmt, äußerte er sich u. a. öffentlich: „D' Hälste vo de Gemeindröt sind Narre.“ Das ließ sich die gestrenge Obrigkeit nicht gefallen, stellte den Sünder zur Rede und verlangte, daß er die bösen Worte zurücknehme. Er that es auch mit den Worten: „D' Hälste vo de Gemeindröt sind lei' Narre.“

— Von den Passionspielen in Myslowitz. Bei den kürzlich in Myslowitz stattgehabten Passionspielen hatte ein kleines Mädchen die Aufgabe, die einzelnen Szenen durch kurze Vorspiele auf dem Klavier einzuleiten. Als der Christusbildhauer dem Grabe entsteigen sollte, hörte man zum allgemeinen Erstaunen plötzlich die Melodie: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“

— Macht der Gewohnheit. Sie: „... und da vermagst Du es noch, mir ins Gesicht zu sehen?“ Er: „Ach Gott, man gewöhnt sich schließlich an Alles!“ (Jugend.)

Vermischtes vom Tage.

— „Weltgeschichte in Umrissen.“ Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Unter diesem Titel erscheint in den nächsten Tagen bei Mittler u. Sohn ein Band von 83 Bogen Umfang. Der Verfasser hat „aus triftigen Gründen“ seinen Namen nicht genannt. Dafür hat seine Exzell. der Herr Graf zu Limburg-Stirum es unternommen, die „gedankenreiche Arbeit“ bei dem Publikum einzuführen. Er thut das, indem er das Buch über die große Mehrzahl der Bücher stellt. — Sollte diese „Weltgeschichte“ wirklich — wie gemunkelt wird — aus der Feder des Herrn von Hammerstein stammen? —

— In Königsberg spielten vier kleine Kinder, die allein zu Hause und eingeschlossen waren, mit Streichhölzern. Es kam Feuer aus, und drei Kinder erstickten.

— Im Walde bei Bromberg fanden Pilsammer an zwei Bäumen, die neben einander stehend, zwei hängende Leichen. Sie sind als die zweier Arbeiter erkannt worden. Wahrscheinlich sind beide am Sonnabend Abend gemeinsam in den Tod gegangen.

— Bei Schachtarbeiten wurden in Schweidnitz ein unterirdischer Gang aufgefunden. Er scheint aus der Zeit der Religionskämpfe in der Stadt Schweidnitz während des 30jährigen Krieges zu stammen.

— Starke Schneefälle, empfindliche Kälte und theilweise auch Sturm werden aus vielen Landestheilen Oesterreichs gemeldet.

— Soldatenselbstmord. In einem mit Schlamm gefüllten Bahnanal bei der Station Gnuß (Oberösterreich) fand ein Bahnwächter einen Dragoner, der noch schwache Lebenszeichen von sich gab. Der Mann war vor Wochen desertirt und lag fünf volle Tage in dem Kanal. Er wollte nicht mehr zur Truppe zurück und suchte den Tod im Kanal. Er wurde in die Kaserne nach Gnuß gebracht, wo er starb.

— Aus Brüssel wird die Verhaftung der Gattin eines hohen belgischen Staatsbeamten gemeldet. Die Frau soll mit einer Diebesbande, die Werthpapiere stahl, gemeinsame Sache gemacht haben.

— Zum Lachen! Ein Gemälde „Friedensfremde“ hat ein reicher Franzose fertig stellen lassen. Aus dem Gemälde ist auch Alexander III., der verstorbene Kaiser von Rußland zu sehen.

— 36 Zentner Känguruh-Schwänze wurden dieser Tage auf den Londoner Markt gebracht. Das Duzend kostete 12 M. Man verarbeitet sie, wie Ochsen-Schwänze, meistens zu Suppen.

— Der Verkehr auf den amerikanischen Seen ist enorm. Wenn man die Zahl der den Suezkanal passirenden Schiffe mit der Zahl der den Soolkanal benutzenden Fahrzeuge vergleicht, so erscheint jener unbedeutend. Die ägyptische künstliche Wasserstraße befuhren im letzten Jahre 3484 Schiffe, den amerikanischen Kanal 17 951. An Tonnengehalt besitzen die Schiffe des Suezkanals 8 448 246, die des Soo 16 806 781. Die Schiffe der amerikanischen Seen sind durchaus nicht winzig. Es werden jetzt stählerne Dampfer gebaut, die 415 Fuß lang und 49 Fuß breit sein sollen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 10. Oktober.